

# Hong



Text  
Annett Scheffel

Bild  
Florian Thoss



# Kong

# Jong

# min

Vom alten Chinatown in Hamburg ist nichts mehr übrig außer einer Bar, die in den Zwanzigerjahren von einem Chinesen eröffnet wurde – von dessen Geist der Ort bis heute beseelt ist

Er ist immer noch da. Von oben guckt er auf ihren Platz am Tresen. Zwei große Porträts hängen dort gerahmt an der Wand mit dem Desinfektionsspender. „Keine Ahnung, ob ihm das alles so gefallen würde, was ich aus dem Laden gemacht habe“, sagt Marietta. Mit ihren 78 Jahren steht sie immer noch jeden Tag hier und bedient die Gäste. Nur sonntags macht sie Pause. Die meisten Leute, die reinkommen, kennt sie beim Vornamen. Siezen tut sich in der Hong-Kong-Bar sowieso keiner, mitten auf St. Pauli, nur ein paar Schritte entfernt vom „Goldenen Handschuh“ und „Deutschlands ältester Tätowierstube“. Ein Ort, an dem gern Fanta-Korn bestellt wird und ein Schnaps nur achtzig Cent kostet. Abkassiert wird immer erst zum Schluss.

Marietta Solty ist eine der ältesten Kneipenbesitzerinnen auf der Ausgehmeile Hamburger Berg. Vielleicht ist sie sogar die älteste, das sollte man aber lieber nicht schreiben, sagt sie. „Ich bekomme sonst immer Ärger mit der Rosi vom ‚Drei Hufeisen‘. So wichtig ist mir das auch nicht.“ Über ihre Familiengeschichte spricht sie sowieso lieber. Die soll nicht in Vergessenheit geraten. Das stadtbekanntes „Hong-Kong“ gehörte früher einem Mann, der 1944 von der Gestapo verhaftet und ins KZ gesteckt wurde. Einer

von vielen Opfern des NS-Regimes. Einer, dessen Geschichte aber zu den unbekannteren gehört. Sein Name: Chong Tin Lam. Mariettas Vater. Nach dessen Tod vor 37 Jahren hat sie den Laden, der seit den Zwanzigern in Familienbesitz ist, übernommen.

Marietta redet schnell und mit heiserer Stimme, hat aber diese milde, mütterliche Ausstrahlung, die alle guten Barfrauen haben, und die Ruhe eines Menschen, der schon viel gesehen hat. Wenn man sie nach den verrücktesten Geschichten fragt, die ihr je am Tresen erzählt wurden, winkt sie ab. Das seien zu viele. Sie trinkt Sprite, Alkohol mag sie nicht mehr so. Sie hat die alte Mappe mit den Fotos und vergilbten Unterlagen vorgekrämt, die sie bei ihrem verstorbenen Vater gefunden hat. Sie breitet alles auf dem Tresen aus: Chong Tin Lam als junger Mann mit ernstem Blick in einem chinesischen Seidenhemd. Das muss kurz nach seiner Ankunft in Hamburg in den Dreißigern gewesen sein. Und dann Jahre später als stolzer Gastwirt mit Krawatte und Einstecktuch, lachend hinter einem Zapfhahn. Ein alter Ausweis ist dabei mit chinesischen Schriftzeichen und zwei Passbildern vom Vater und der kleinen Tochter mit Schleife im Haar. Eine zerfledderte Schank-

genehmigung mit dunkelbraunen Flecken. Und eine kleine verfärbte Pappkarte, die Chong Tin Lam als ehemaligen Gefangenen ausweist: „Wegen seiner antinationalsozialistischen Einstellung“, steht da, war er vom 13. Mai 1944 bis zum 18. April 1945 in mehreren Arbeitslagern inhaftiert: Fuhlsbüttel, Stendal, Kiel-Hasse.

Chong Tin Lam kam in den Dreißigern als Seefahrer von Südchina nach Hamburg. Er war Koch auf einem der vielen chinesischen Dampfschiffe, die im Hamburger Hafen ein- und ausfuhren. Seit Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich zwischen St. Pauli und Altona ein kleines Quartier mit chinesischen Migranten gebildet – die Hamburger Chinesenkolonie, Deutschlands erste Chinatown. „Das war ganz klein. Vielleicht 170 Leute mit ihren Familien. Sie hatten vor allem Restaurants, Wäschereien und Tanzsäle“, erzählt Marietta. Die allermeisten lagen in den Souterrains der Wohnhäuser, weil die Miete günstig war. „Das waren kleine, dunkle Räume, und es roch nach allem Möglichen, nach Wäsche und fremden Gewürzen. Als Kind war mir das immer ein bisschen ungeheuer.“ Asiatische Esskultur durchmischte sich in dem Viertel mit dem westlichen Unterhaltungsangebot. Ab den Zwanzigern kamen an den beliebten Treffpunkten, dem Restaurant „Chop Shuy“ oder dem Tanzlokal „Neu-China“, nicht mehr nur chinesische Einwanderer zusammen, sondern auch einheimische Hamburger. Keine abgeschirmte Chinatown, sondern ein offenes Ausgehviertel. Mitten in St. Pauli, in der Schmuckstraße, wo heute ein Bolzplatz ist und eine unscheinbare Plastiktafel im grauen Abendlicht an die Vergangenheit erinnert. Auch Chongs Großonkel hatte um die Ecke ein Kellerlokal, das er „Hong-Kong“ getauft hatte. Das einzige Überbleibsel von Hamburgs Chinesenviertel.

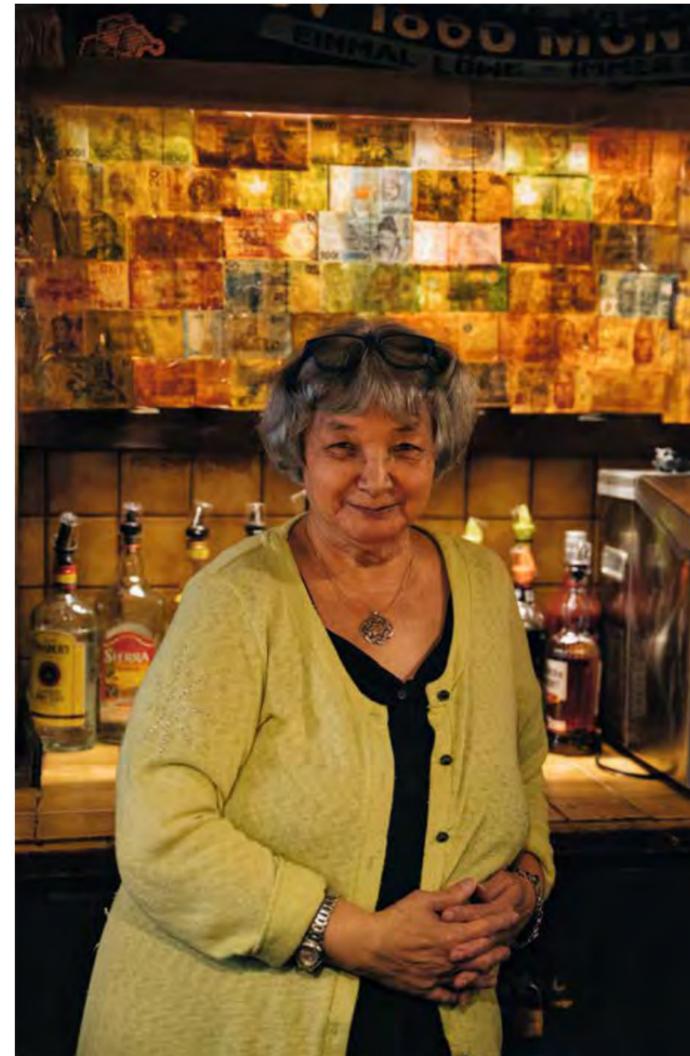
Heute ist die Hong-Kong-Bar eine dieser charmant abgerockten Kiezkeipen mit angeschlossenem Hotel. Ein Ort, dem man das gelebte Leben ansieht, wie einem faltigen Gesicht. Der kalte Rauch der letzten vierzig Jahre mischt sich mit dem von heute. Das Hong-Kong ist Stammkneipe für Handwerker und Kiezzestalten genauso wie für junge Alternative und Studenten, am Wochenende verirren sich auch mal Touristen hierher. Sie alle treffen im Hong-Kong aufeinander und grölen zusammen die Songs aus der Musikbox mit: egal ob Linkin Park, Queen oder Spice Girls. Hier beginnen und enden die langen Kieznächte, denn Marietta hat immer geöffnet, an jedem Wochentag, rund um die Uhr. Am Wochenende ist hier so viel Andrang, dass sie einen Türsteher braucht und auch schon mal zwanzig, dreißig Liter von dem Mexikaner weggehen, für den das Hong-Kong bekannt ist und den Marietta jeden Morgen selber mischt: Korn, Wodka und Tequila, aufgefüllt mit Sangrita Picante. „Vom Wochenende bleiben immer welche über“, sagt Marietta trocken. „Bis Dienstag oder Mittwoch. Dann geht's schon wieder

von vorne los.“ Und wer es nicht nach Hause schafft, der schläft sich oben in einem der Hotelzimmer aus.

Das heißt: normalerweise. Von den Corona-Beschränkungen ist auch die Hong-Kong-Bar nicht ausgenommen. Im Frühling hat Marietta ihre Bar zum ersten Mal seit 1983 abgeschlossen. Und jetzt, ein paar Tage vor dem zweiten Lockdown, kommen ihre Stammgäste alle noch auf ein paar letzte Biere vorbei. Es sind nicht viele. Aber sie würfeln und feixen gegen die schlechte Stimmung dieser Tage an.

Chong Tin Lam übernahm das Hong-Kong 1938 von seinem Onkel. Er machte ein Restaurant mit kantonesischer Küche daraus. Der Onkel floh nach Holland. Vorurteile gegen die Chinesen hatte es in Hamburg schon in den Zwanzigerjahren gegeben, als Gerüchte von Opiumhöhlen und geheimen Schmugglertunneln umgingen. Aber seit der Machtübernahme der Nazis zog die Polizei auf St. Pauli ihre Kreise zunehmend enger. Die Razzien wurden häufiger, die Diskriminierung immer massiver. Chong verliebte sich in eine seiner Servierinnen, Mariettas Mutter, eine Polin, die kurz nach der Geburt mit einem amerikanischen Kapitän durchbrannte. Marietta wurde 1942 geboren, im Krieg. In den Bunker unter dem Spielbudenplatz durften Vater und Tochter als Chinesen bei Bombenangriffen aber nicht. Und weil Chong in „wilder Ehe“ mit seiner neuen Freundin, einer Deutschen, zusammenlebte, wurde ihm sogar mit Ausweisung gedroht. 1944 setzte er die zweijährige Marietta in einen Zug nach Heidelberg zur Schwester seiner Freundin. „Er hat mir später immer davon erzählt, wie er das gemacht hat, mit einem Namensschild um den Hals, in einem der letzten Züge, die nach Süden fuhren.“ Sie sah ihren Vater erst nach Kriegsende wieder. Als veränderten Mann, wie sie sagt. „Mein Vater war eigentlich ein lebensfroher Mensch. Aber das hat ihn zerstört. Er war richtig kaputt. Er hat es lange sogar abgelehnt, Deutsch zu sprechen, obwohl er es gut konnte. Das macht mich immer noch traurig.“

Ihr Vater wurde Opfer der sogenannten Chinesenaktion: die Masseninternierungen, mit denen die Nazis 1944 Hamburgs Chinatown auflösten. Am 13. Mai stürmten Polizei und Gestapo Dutzende Wohnungen und Lokale und verhafteten ihren Vater und knapp 130 weitere Chinesen. Auf der Davidwache und später im KZ Fuhlsbüttel wurden sie geschlagen und unter der Leitung von SS-Mann Erich Hanisch verhört, der zuvor Deportationen in polnische KZs organisiert hatte. „Hanisch war brutal. Er setzte die Frauen in den Nebenraum, während nebenan ihre Männer geprügelt wurden. Die Freundin meines Vaters hat davon erzählt. Mein Vater wurde mit blutigem Gesicht an ihr vorbeigeführt.“ Der Vorwurf von „antinationalsozialistischen Versammlungen“, „Begünstigung der Alliierten“ und Fluchthilfe konnte nie bewiesen werden. Trotzdem kamen die Chinesen ins Arbeitserziehungslager.



Schlaflos auf St. Pauli:  
Vor 37 Jahren hat die heute  
78-jährige Marietta Solty die Bar von  
ihrem Vater übernommen.  
Wer es nicht mehr nach Hause  
schafft, kann im Hotel übernachten



Die Nazis steckten Chong Tin Lam in ein KZ. Nach dem Krieg blieb er dennoch in Deutschland

In Wilhelmsburg wurden sie im Hafen eingesetzt, mussten Bahngleise bauen. Mindestens zwanzig von ihnen kamen dort ums Leben. Chong überlebte.

Marietta zeigt in eine andere Ecke im hinteren Teil der Bar: Oben über der Musikbox steht die bunt bemalte Figur eines chinesischen Hausgottes. Seinen Namen kennt sie nicht, aber sie weiß, dass er aufpassen soll. „Mein Vater hat sie sich nach dem Krieg aus China mitbringen lassen. Und sie mit den Augen auf die Tür ausgerichtet.“ Hat sie die Figur als Erinnerung behalten, oder weil sie selbst daran glaubt? „Beides!“, sagt Marietta. „Die Figur hat nicht immer geholfen, aber meistens.“ Auch die Eingangstür hat sie so gelassen, wie ihr Vater sie hinterlassen hat. „Er hat sie selbst gestrichen. In Rot und Schwarz. Rot ist ja die chinesische Glücksfarbe. Und Schwarz ... weiß der Teufel, was das war.“ Wenn sie über ihren Vater spricht, dann sagt sie „Vadder“.

Chong Tin Lam war ein Mann zwischen zwei Welten: der seiner Heimat und Kindheit und der seines neuen Zuhauses. Er trug gern europäische Maßanzüge, ließ aber

hinter den Wänden seines Restaurants zehn Zentimeter breite Hohlräume verschalen, in denen sich „die bösen Geister fangen sollten“. Fast sein ganzes Leben verbrachte er in Hamburg, wollte aber trotzdem unbedingt in China beerdigt werden (was dann wegen bürokratischer Hürden nicht klappte – als geborener Nationalchinese galt sein Pass 1983 in Rotchina nicht viel).

Nach dem Krieg war Chong einer der ganz wenigen Chinesen, die in Hamburg blieben. Trotz allem, was er erlebt hatte. Er begann von vorn. In den Fünfzigern bekam er seinen Laden zurück und wohnte wieder in der Wohnung schräg darüber. Marietta zeigt Fotos aus dieser Zeit: ihr Vater unterm Weihnachtsbaum 1952, mit seiner Tochter beim Sonntagsspaziergang, „und da zeigt er mir, wie man mit Stäbchen isst“. Chong bemühte sich um Anerkennung des ihm angetanen Unrechts: Er stellte mehrere Anträge beim Amt für Wiedergutmachung – für seine Haftzeit und die Zerstörung seines Restaurants. „Aber keiner der Chinesen, die im KZ waren, hat je eine Entschädigung bekommen. Das Amt sah die Verhaftung als normale Polizeiaktion und nicht als politische Verfolgung.“

Die fehlende Anerkennung, sagt Marietta, muss zusätzlich auf ihrem Vater gelastet haben. „Ich selbst habe erst ziemlich spät verstanden, was er da erlebt hat. Er hat nie darüber gesprochen. Oder nur ganz selten. Er hat mir nur einmal erzählt, wie sie in Fuhlsbüttel jeden Morgen in Unterwäsche antreten mussten. Alle wurden mit kaltem Wasser abgespritzt und mussten stundenlang draußen stehen – im Winter. Die Chinesen, die mit ihm dort waren, waren alles Kantonesen, schmal und kränklich. Die ersten von ihnen sind dann auch an Lungenentzündung gestorben.“

Marietta sagt, es sei nicht so, dass sie sich den Beruf der Kneipenbesitzerin ausgesucht hätte. „Aber ich wusste, dass ich sein Lebenswerk weiterführen will.“ Die Vergangenheit, ihr Vater, sagt sie, das sei immer da, wenn sie hier am Tresen stehe. Deswegen hält sie fest an diesem Laden. Deswegen verändert sie hier ungern etwas. „Ich bin so ein Typ, der sich in Sachen verbeißt. Zu was Neuem muss ich immer überredet werden.“ Früher stand sie Tag und Nacht hinter dem Tresen. Mittlerweile übernimmt Marietta eher die Nachmittage. Die Abendschichten sind ihr zu anstrengend geworden. Weitergehen soll es trotzdem. Und wenn sie mal nicht mehr kann, dann soll eine ihrer beiden Töchter übernehmen. Eine ihrer Enkelinnen kellnert auch schon hier. Die fünfte Generation der Hong-Kong-Bar.

Seit letztem Jahr liegt doch ein Stück Anerkennung vor der Tür der Hong-Kong-Bar: Ein Stolperstein wurde eingesetzt. Marietta hat fünf Jahre darum gekämpft. Weil ihr Vater im KZ nicht umgekommen ist, war die Überzeugungsarbeit schwer. Nun steht da: „Hier wohnte Chong Tin Lam. Jg. 1907. Verhaftet 13.5.1944. Fluchthilfe. KZ Fuhlsbüttel. Befreit.“

# NICHT VOM KLIMA ABKOMMEN

Demokratische Gesellschaften brauchen eine unabhängige Presse



Setzen Sie ein Zeichen für Meinungsvielfalt und gegen Meinungsmache. Werden Sie Mitglied der taz Genossenschaft. Mit einer Einlage ab 500 Euro (wahlweise auch in 20 Raten zahlbar) können Sie MiteigentümerIn werden.

geno@taz.de | T (030) 25 90 22 13 | genossenschaft.taz.de